Zeitschrift: Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge

Herausgeber: Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz

Band: 120 (1952)

Heft: 15

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

SCHWEIZERISCHE KIRCHEN-ZEITUNG

Redaktion: † Mgr. Dr. VIKTOR v. ERNST, Kan., Prof. theol., St.-Leodegar-Straße 9, Luzern. - Tel. 2 02 87
Dr. phil. et theol. ALOIS SCHENKER, Prof. theol., Adligenswilerstraße 8, Luzern. - Tel. 2 65 93

Verlag und Expedition: Räber & Cie., Buchdruckerei und Buchhandlung, Luzern, Frankenstraße 7—9, Telephon 2 74 22.
Abonnementspreise: jährlich Fr. 14.—, halbjährlich Fr. 7.20 (Postkonto VII 128) - Ausland: zuzüglich Versandspesen.
Einzelnummer 30 Rp. - Erscheint am Donnerstag - Insertionspreise: Einspaltige Millimeterzeile oder deren Raum 14 Rp.
Schluß der Inseratenannahme jeweils Montag morgens. Jeder Offerte ist zur Weiterleitung 20 Rp. in Marken beizulegen.

Luzern, 10. April 1952 **120. Jahrgang • Nr. 15**

Inhaltsverzeichnis: Vom Unglauben zum Glauben — Dr. theol. Josef Schwendimann, Chorherr zu St. Leodegar, em. Professor der Theologie — Katholische Glaubensbindung und wissenschaftliche Freiheit — Schweizerische Kirchenmusikschule Luzern — Zum Entwicklungsproblem — Die katholische Presse in den Missionsländern — Kirchenchronik — Rezensionen — Briefkasten

Vom Unglauben zum Glauben

Der hl. Apostel Thomas ist das biblisch-österliche Paradigma dessen, der vom Unglauben zum Glauben an die Auferstehung Christi gekommen ist. Der Glaube an die Auferstehung und an den Auferstandenen ist ein Kardinalpunkt, ja in einem gewissen Sinne der Mittelpunkt der Verkündigung und Seelsorge. A. Sch.

Viel Unrecht ist im Laufe der Geschichte dem armen Thomas schon widerfahren! Denn jeder, der seinen Namen nennt, fügt hinzu: der Ungläubige. Ja, man hat sich nicht gescheut, ihn den Patron aller Ungläubigen, Zweifler, Nörgler und Rationalisten zu nennen. Als wäre der Unglaube der ganze Thomas! Als wäre jene dunkle Stunde sein ganzes Leben! Nein, Thomas ist mehr als bloß sein Unglaube. Er hatte nicht bloß dunkle, sondern auch große, helle Stunden. Von einer solchen großen Stunde berichtet Johannes in seinem Evangelium (Joh. 11, 16). Wenige Wochen vor dem Leiden und Sterben des Herrn war es. Jesus weilte in Peräa, weil seine Feinde in Judäa ihm nachstellten. Während seines Aufenthaltes in Peräa kam zu ihm die Kunde, Lazarus, sein Freund, sei erkrankt, Martha und Maria, die beiden Schwestern des Kranken, ließen ihm berichten: «Herr, den du lieb hast, der ist krank.» Der Herr blieb noch zwei Tage jenseits des Jordans, dann sprach er zu seinen Jüngern: «Laßt uns nach Judäa ziehen!» Entsetzt sagten die Jünger: «Meister, eben noch wollten die Juden dich steinigen, und du willst wieder dorthin gehen?» Aber der Herr blieb dabei. Sosehr sie ihm auch widerredeten, der Herr brach auf. Als die Jünger immer noch zögerten, rettete Thomas die Situation. Seine große Stunde war gekommen. Der sonst so bedächtige Apostel sagte zu den Mitaposteln: «Laßt uns mitgehen, um mit ihm zu sterben!» Es war das ein großes Wort, ein Heldenwort, ein Wort voll Mut und Todesbereitschaft. Es riß die andern mit. Mit diesem Wort hat sich Thomas selber ein unvergängliches Denkmal seiner Liebe und Treue zum Meister gesetzt.

Das ist der gleiche Thomas, der am Todestage Jesu allen Glauben und jedes Vertrauen wegwarf, ihnen nicht glaubte, so sehr sie ihm auch beteuerten: «Wir haben den Herrn gesehen» (Joh. 20, 25). Sein Glaube war zerbrochen. Ja, seinen eigenen Augen wollte er nicht mehr trauen: «Wenn ich an seinen Händen nicht das Mal der Nägel sehe und meinen Finger nicht an die Stelle der Nägel und meine Hand nicht in seine Seite legen kann, glaube ich nicht» (Joh. 20, 25). Erst als der Auferstandene ihm sagte, er solle die Hand in seine Seite legen, brach sein Unglaube zusammen. Er betete an und bekannte: «Mein Herr und mein Gott» (Joh. 20, 28).

Wie ist es möglich, daß ein Mensch, der so voll Idealismus und Todesbereitschaft für den Herrn war, so unsicher werden konnte? Wie ist dieser Zweifel vereinbar mit seiner glühenden Liebe von früher? Suchen wir in die Psychologie seines Unglaubens etwas einzudringen und fragen wir zuerst, wie es zu diesem Unglauben des Thomas kam und zweitens, wie Thomas sich in seinem Unglauben benahm.

I. Wie es zum Unglauben des Thomas kam

1. Ein erster Grund seines Unglaubens war die Furchtbarkeit des Schicksals, das Jesus und alle Jünger getroffen. Thomas war ein Melancholiker, eine Trauerweide mit hängendem Gezweig. Und diesen kennzeichnet die tiefe Erregbarkeit der Seele. Er war eine weiche, äußerst sensible Seele, die auf alle Eindrücke sehr lebhaft reagierte. Die trüben, schmerzlichen Erfahrungen des Lebens gruben sich tief, tief in seine Seele. Er empfand alles, was ihm zustieß, doppelt und dreifach schwer. Seine Psyche geriet schon in starke Schwingungen, wo andere kaum anfangen zu empfinden, wo andere kalt bleiben bis ans Herz heran. Und über diese feinfühlige, eindrucksfähige Seele kam nun der Sturm der Leidenswoche und wühlte sie in ihren Urtiefen auf. Ein ganzer Wolkenbruch bitterer Erlebnisse und arger Enttäuschungen ging über seine Seele nieder. Blitz auf Blitz, Schlag auf Schlag kam es über ihn: zuerst die Gefangennahme Jesu im Garten von Gethsemane und dann die Verurteilung vor

Pilatus und schließlich die Geißelung, die Verhöhnung und Verspottung und der Tod am Kreuz. Kein Wunder geschah, um ihn zu retten. Der himmlische Vater langte nicht durch die Wolken, um die Nägel zu lösen und die Lästerer und Frevler zu zerschmettern. Nichts geschah. Thomas fühlte sich buchstäblich vor den Kopf geschlagen. Er konnte nicht mehr an einen gütigen Gott im Himmel glauben. Es war zuviel Dunkles und Unbegreifliches, das er in diesen Tagen erlebte. Zu viele Enttäuschungen, die er durchmachte. Und als man jetzt Jesus ins Grab legte, begrub Thomas auch seinen Glauben.

2. Zur Furchtbarkeit des Schicksals kam bei Thomas noch etwas anderes hinzu. Ein zweiter Grund seines Unglaubens war seine falsche Christusvorstellung, seine irrige Auffassung vom Erlöser und Messias. Wie viele Juden glaubte Thomas, Jesus werde das verhaßte Joch der Römer abschütteln und ein politisches Königtum aufrichten. Er träumte den Traum von einem mächtigen Messiaskönig, umstrahlt von Macht und Herrlichkeit, Glanz und Glorie. Aber dieser schöne Traum war bald ausgeträumt, die geträumte Herrlichkeit bald zerronnen. Jesus wurde nicht mit einer Königskrone gekrönt, sondern mit einer Dornenkrone. Als Spottkönig wurde er von der Soldateska verhöhnt und verlacht. Er bestieg nicht einen Königsthron, sondern das furchtbare Kreuz. Von der geträumten Herrlichkeit blieb nichts anderes übrig als das Grab. Thomas fühlte sich namenlos enttäuscht, erschüttert und zerschlagen. Er kam sich vor wie ein Betrogener. All das mit Jesus war also nichts! All das, was er seit Jahren gehört, geglaubt, gepredigt und beschworen hatte, war nichts als eine schöne Illusion. Wie ein rollendes Erdbeben ging es damals durch seine Seele. Alle Lichter löschten aus. Sein Glaube stürzte zusammen. Unter dem Schutt falscher Messiashoffnungen, unter den Trümmern eines selbstgemachten, irrigen Christusbildes ward er begraben. — Wir sahen, wie es zum Unglauben des Thomas kam. Sehen wir nun auch noch zu,

II. Wie Thomas sich in seinem Unglauben benahm

1. Ein erster Fehler war es, daß Thomas die Gemeinschaft der Apostel mied. «Am Abend jenes ersten Wochentages waren die Jünger versammelt und hatten aus Furcht vor den Juden die Türen verschlossen. Da kam Jesus, trat in ihre Mitte und sprach zu ihnen: Der Friede sei mit euch!» (Joh. 20, 19). «Einer von den Zwölfen, Thomas mit dem Beinamen Didymus, war nicht dabei, als Jesus kam» (Joh. 20, 24). Das Schicksal Jesu hatte ihn ganz durcheinandergebracht. Wie verstört irrte er einsam umher. In sinnloser Verwirrung und trotzigem Radikalismus mied er die Gemeinschaft der Apostel. Nicht nur seinen Glauben warf er weg, er brach nun auch noch mit seinen ehemaligen Glaubensgenossen. Dieses gekränkte Sich - abseits - Halten war ohne Zweifel ein verhängnisvoller Fehler. Denn die Apostel waren doch seine Freunde. Mit ihnen hatte er drei Jahre das Los geteilt. Und jetzt, wo er die Aussprache mit ihnen und das gemeinsame Gebet doppelt nötig gehabt hätte, zeigte er sich gegen sie schroff und kantig und wich ihnen aus. Die andern Apostel trugen gemeinsam das unverstandene Geschick, und es wurde ihnen leichter dabei. Sie beteten und wurden gestärkt. Ja, der Herr erschien ihnen «am Abend jenes ersten Wochentages» (Joh. 20, 19), und acht Tage leuchtete in ihrem Herzen schon das Osterlicht des Verklärten. Thomas aber wandelte immer noch im Dämmerdunkel seines Unglaubens. Er wollte mit seiner Not allein fertig werden, und er wurde es nicht.

2. Ein zweiter Fehler war es, daß Thomas sich weigerte, dem Zeugnis der Mitapostel zu glauben. Diese hatten ihm freudestrahlend berichtet: «Wir haben den Herrn gesehen!» Thomas aber glaubte nicht. Alle ihre Beteuerungen schob er beiseite. Alle ihre Versicherungen schlug er in den Wind. Ihr Zeugnis galt ihm nichts. Thomas war schon immer ein nüchterner Wirklichkeitsmensch gewesen. Aber seit der Katastrophe des Karfreitags war er zum Skeptiker geworden. Seine Glaubenswilligkeit war unter den Nullpunkt gesunken. Nur mehr den eigenen Augen wollte er trauen. Trotzig verbohrt erwiderte er: «Wenn ich an seinen Händen nicht das Mal der Nägel sehe und meinen Finger nicht an die Stelle der Nägel und meine Hand nicht in seine Seite legen kann, glaube ich nicht!» (Joh. 20, 25). Ohne Zweifel, dieses eigensinnige Verhalten des Apostels war ein Unrecht seinen Mitaposteln gegenüber. Denn diese waren doch keine leichtgläubigen Leute. Sie nahmen nicht alles als bare Münze. Sie waren eher kritisch eingestellt. Wenn sie deshalb sagten, der Herr sei ihnen erschienen, so waren sie glaubwürdige Zeugen. Hätte Thomas ihnen geglaubt, sein Glaubensakt wäre ein rationabile obsequium, ein vernünftiger Akt gewesen.

Aber nicht bloß den Aposteln gegenüber, sondern auch Jesus gegenüber war sein Verhalten ein Unrecht. Denn wie oft und wie bestimmt hatte Jesus seine Auferstehung vorausgesagt. Selbst die Hohenpriester wußten darum und ließen deshalb das Grab bewachen. So ist es denn nicht verwunderlich, wenn Jesus sein Verhalten rügte. Es war acht Tage nach der ersten Erscheinung vor den «Zwölfen». Wieder waren die Jünger versammelt im Abendmahlssaal. «Und Thomas war bei ihnen. Da kam Jesus bei verschlossenen Türen und trat in ihre Mitte mit den Worten: Der Friede sei mit euch!» (Joh. 20, 26). Und sich an Thomas wendend, hielt er ihm mit seinen eigenen Worten seinen Unglauben vor. Er sprach: «Leg deine Finger hieher und sieh meine Hände und reich deine Hand her und leg sie in meine Seite und sei nicht ungläubig, sondern gläubig» (Joh. 20, 27). Thomas sah die fünf Wundmale am Leibe des Verklärten. Wie fünf glühende Rubine strahlten sie ihn an. Wie fünf blühende Rosen dufteten sie ihm entgegen. Wie fünf mächtige Sonnen leuchteten sie hinein in die Nacht seines Unglaubens. Wie fünf Osterglocken läuteten sie das Osteralleluja hinein in seine Seele. Nein, nun war es genug! Wie ein Blitz hoher Erkenntnis durchzuckte es ihn: Die andern hatten doch recht! Jesus lebt! Überwältigt, besiegt sank er dem Meister zu Füßen und legte ein Glaubensbekenntnis ab, tief und klar, wie es bis jetzt noch keiner der Jünger abgelegt hatte. Tieferschüttert rief er aus: «Mein Herr und mein Gott!» Auch in seiner Seele wurde es nun Ostern. Auch in seiner Seele strahlte nun hellstes Osterlicht.

Der liebe Gott benützt unsere Fehler zu unserem Heil. Er schreibt auch mit rostigen Federn richtig. Er geht auch auf krummen Wegen gerade. Und so hat er auch den Unglauben des Thomas dazu benützt, um die Wahrheit von der Auferstehung Christi nur um so deutlicher zu offenbaren. Ja der Zweifel des Apostels Thomas wurde im Verlauf der Geschichte eine Quelle reichsten Segens für das Glaubensleben. Er hat die Frömmigkeit befruchtet. Aus ihm wuchs die Andacht zu den fünf Wundmalen des Herrn. Am Karsamstag betet die Kirche in bezug auf die Sünde Adams: O felix culpa, die uns einen so großen Erlöser brachte. Fast möchte man auch den Unglauben des Apostels Thomas seligpreisen, der die Wahrheit von der Auferstehung Christi nur um so heller aufleuchten ließ und uns die herrliche Offenbarung von den fünf Wunden gebracht hat. Dr. Paul Bruhin, Zürich

Dr. theol. Josef Schwendimann

Chorherr zu St. Leodegar, em. Professor der Theologie

Am Dienstag, dem 1. April, erklang um 9 Uhr die Totenglocke von einem der Türme der Stiftskirche. Wem geben die Schwingen ihrer Töne das Geleite zu den reinen Höhen des Himmels? Halb um die siebte Morgenstunde hatte Chorherr und Professor Dr. Josef Schwendimann, der Senior des Kapitels zu St. Leodegar, seine Seele dem Schöpfer zurückgegeben. In der Gestalt eines Schlaganfalles war der Todesengel als Bote Gottes zu ihm getreten, hatte seinen Leib zur Erde gebettet und war mit seiner Seele froh zum Throne Gottes entschwebt, nachdem ein anderer unsichtbarer Gottesbote den sichtbaren Gesandten des Herrn als Priester und Bruder herbeigeholt, damit er ihm das «Sacramentum exeuntium», das Christuszeichen der Todesweihe spende.

Prof. Schwendimann war bis zum Augenblick des Todes gesund — außer acht Jahrzehnte seien als solche Mühe und Last. Am Tage zuvor feierte er noch das eucharistische Opfer am Seelenaltar. Am Vorabend des Todes erfreute er sich nach echter Schweizerart am wöchentlichen Jäßchen mit seinem Bruder. Doch die Stunde der Erfüllung, für die der Herr den Zeiger gerichtet, schlägt dem Gesunden wie dem Kranken.

I. Das lange und schöne Leben des Verstorbenen entfaltete sich in einem geschlossenen Rahmen. Seine ganze Tätigkeit vollzog sich in unserer Leuchtenstadt, im Dienste der Priesterjugend unseres Bistums. Unweit dieser Stadt stand seine Wiege, in Rothenburg, wo er zu Mitte März 1873 geboren und bald darauf aus dem Taufbrunnen wiedergeboren wurde. Dort erhielt er die erste Erziehung und Schulung, bis er zum Gymnasialstudium ans Kollegium Sarnen zog, dem er zeitlebens dankbar verbunden blieb. Diese Jahre waren für ihn schon wertvolle Vorbereitung auf das Priestertum, die er nachher in der Stadt am Inn fortsetzte. Dort durfte er ihre Vollendung empfangen durch die hl. Priesterweihe im Jahre 1899 und das 2 Jahre später folgende Doktorat in der Theologie. Gegenstand seiner wissenschaftlichen Arbeit war die Unbefleckte Empfängnis Mariens. Dieses Dogma sollte später das Lieblingsthema seiner Predigten sein.

So war er ausgerüstet und konnte seine Sendung empfangen. Es entsprach sicher ganz seiner Neigung, daß er in Luzern am Priesterseminar wirken durfte. Dort lehrte er, der Sangesfreudige und -begabte, die Musica sacra und Liturgie und durfte sich weiter seinen geliebten Studien widmen. Im Jahre 1905 konnte er seine eigentliche Aufgabe in Angriff nehmen, nachdem ihn der hohe Regierungsrat des Kantons Luzern zum Professor der Dogmatik und Fundamentaltheologie an der Theologischen Fakultät gewählt hatte. Während 35 Jahren erfüllte er diese edle Aufgabe mit ganzer Hingabe und Liebe. Der Abschied vom Lehramt war gewiß auch für ihn schmerzlich, aber doch weniger als für andere, weil er ihm nicht gewaltsam von außen durch die vereinte Kraft des Geburtsdatums und des Pensionierungsgesetzes aufgezwungen wurde. Es war das Nachlassen der Spannkraft, die zur vorzeitigen Aufgabe der Lehrtätigkeit führte. Im Herbst 1936 sah er sich genötigt, die Fundamentaltheologie einer andern Kraft zu überlassen. Sein Kollege, Mgr. Dr. von Ernst, der ihm vor gut 2 Monaten im Tode vorangegangen ist, nahm ihm mit opferbereiter Dienstfertigkeit diese Aufgabe ab und betreute sie nachher bis zu seiner eigenen Demission interessanterweise mit ebenso großer Liebe wie sein über alles geschätztes Kirchenrecht; als Redaktor der «Schweizerischen Kirchenzeitung» hatte er sich ja ohnehin oft mit Fragen aus diesem Gebiet zu beschäftigen und auseinanderzusetzen. Im Sommer 1940 reichte Dr. Schwendimann das Gesuch um Emeritierung ein, ein Jahr vor dem gesetzlichen 68. Lebensjahr. Er schloß seine akademische Tätigkeit im Amte des Rektors der Fakultät. Das Rektorat brachte, mindestens in jenem Jahre, nicht nur Würde, sondern auch Bürde. Es war das erste Kriegsjahr, dessen Wogen auch in die Hallen des Seminars und der Fakultät hineinbrandeten, wenn auch nicht in gefährlicher Weise. Die diensttauglichen Theologen mußten in den Aktivdienst einrücken. Es gab noch keinen Studienurlaub. Wir hatten im Personalbestand Schwankungen, deren Pendelschlag sich zwischen etwa 30 und 120 bewegte. Als am Freitag vor Pfingsten vormittags der letzte Soldat ins Seminar zurückgekehrt und damit der Maximalbestand erreicht war, verkündete das Radio in den Mittagsnachrichten bereits die neue Generalmobilmachung. Und am darauffolgenden kritischen Pfingstdienstag erfolgte die militärische Einquartierung eines Territorialstabes ins Seminar. Diese allerdings sehr friedliche Besatzung dauerte sechs Wochen. Es herrschte ein freundschaftliches Verhältnis, aber es war doch allerhand, sagen wir einmal Ungewohntes, damit verbunden, mehr noch für die damaligen Seminarobern als für den Rektor.

Das Jahr 1921 hatte Prof. Schwendimann die Würde eines Chorherrn zu St. Leodegar gebracht. Vorher wohnte er im Priesterseminar. Es war damals noch Brauch, daß die jungen Professoren in Gemeinschaft mit den Studenten im Seminar wohnten, bevor die Ecclesia Collegiata das blaue Brautband um sie warf und sie in das schützende Almutium aus warmem Vehpelz hüllte. Prof. Schwendimann hatte in wirklicher, lebendiger und froher Gemeinschaft mit seinen Studenten gelebt. Ältere geistliche Mitbrüder erzählen schmunzelnd, wie sie ihn aus dieser freundschaftlichen Verbundenheit heraus mit viel Drum und Dran aus dem Seminar in seinen Chorhof geleiteten, während er — praeterliturgisch — den Psalm anstimmte: «In exitu Israel de Aegypto, domus Jacob de populo barbaro.» Aus diesem schönen natürlichen Sinn für unbeschwerte Geselligkeit im Sinne des Psalmisten, «Ecce quam bonum et quam iucundum, habitare fratres in unum», nahm er bis zu allerletzt immer an den Zusammenkünften der Professoren bei akademischen Anlässen oder einer bescheidenen Namenstagsfeier teil.

II. Doch, nun soll ich vom Theologen sprechen. Die theologische Grundhaltung und Methode von Prof. Schwendimann war geprägt von der theologischen Schule, die er durchschritten. Darauf weisen auch die dogmatischen Bestände in seiner Bücherei: Franzelin, Hurter, Palmieri, Pesch, Pohle, aus der neueren Zeit Billot. Ihnen gesellen sich Heinrich und Scheeben bei. Unter den Fundamentaltheologen fehlt aber auch Garrigou-Lagrange nicht. Neben zwei einfachen Textausgaben der theologischen Summe des Aquinaten ragt die Editio Leonina hervor. Den Kirchenvätern fühlte sich unser Professor besonders verpflichtet. Kein Wunder, daß zwei deutsche Väterausgaben in seinen Regalen stehen. Für den Sinn für Universalismus zeugen die zahlreichen Lexika, die neben Pastors Geschichte der Päpste ganze Zeilen füllen.

Im Kolleg der Fundamentaltheologie traten einige Themata ganz stark als tragende Struktur seines fundamentaltheologischen Gebäudes hervor: Inspiration, Messianität Christi in Weissagung und Erfüllung, Unfehlbarkeit der Kirche, Primat des Bischofs von Rom. Auf dieselben Gedanken weisen die Aufschriften der berühmten Beigen von Zetteln, die Prof. Schwendimann im Kolleg und im Introitus-Examen so behende zu wenden verstand. Dem Traditionsbeweis schenkte er in allem große Aufmerksamkeit, ebenso den Verlautbarungen des kirchlichen Lehramtes und dem Consensus unanimis in der Interpretation von Schrift- und Kirchenlehre. Streng kirchlicher Sinn war ihm selbstverständliche Devise.

Bei aller starken Traditionstreue hatte er in der Methode seine Eigentümlichkeiten. Er las z. B. manchmal während längerer Zeit über eine Spezialfrage, hauptsächlich aus der Vätertheologie, die nicht zum Examenstoff gehörte, während er Teile des grundlegenden Stoffes dem privaten Studium nach einem Lehrbuch überließ. Aus diesem Grunde konnte man zu beliebiger Zeit Examen ablegen, schon nach Beginn des Semesters, wenn der Student den zu behandelnden Stoff nach seinem Buch vorbereitet hatte. Das möchte manche etwas eigenartig anmuten. Aber man kann eine hohe Auffassung darin sehen. Eine hohe Auffassung von der Theologie: Prof. Schwendimann wollte darin nicht Handwerker, sondern Künstler sein. Eine hohe Auffassung auch von der Arbeit des Studierenden: er setzte das gleiche Verlangen auch bei den Studenten voraus.

Aus einer angeborenen feinen Discretio suchte er nie, seinen Studenten sein System oder eine Anschauung, über die man frei diskutieren kann, aufzunötigen. Darum lautete im Examen die erste Frage immer: «Nach was haben sie studiert, Pohle oder Diekamp? — Gut.» Er selber ging in den Vorlesungen nach Pohle vor. Doch bekannte er mir bald nach seinem Rücktritt, wenn er wieder von vorne zu beginnen hätte, würde er in freier

Gestaltung nach eigenem Manuskript vorgehen und dabei mehr und mehr auf der Summe des Aquinaten aufbauen.

Gemäß der scholastischen Tradition an den Ordenshochschulen führte er auch die wöchentliche Disputatio in forma durch. Er hatte große Eignung zur Leitung solcher Disputationen, wie er überhaupt ein gewiegter Debatter war.

Der sichere Theologe, der redegewandte Lehrer und eiserne Arbeiter hat nicht geschrieben. Natürlich kann die Wissenschaft nicht ohne Publikationen weiterbestehen und sich entwickeln. Aber darin, daß einer, der es könnte, aus inneren Gründen nicht schreibt, liegt etwas von sokratischem Wesen und sokratischer Weisheit. Jede gedruckte Formung und Aussprache eines Gedankens ist eine Enthüllung der Seele, mehr als das bloß gesprochene Wort. Das geschriebene Wort bleibt; es kann wahllos von beliebigen Menschen gelesen werden und kann leicht der Profanierung anheim fallen. Vor dieser öffentlichen Selbstenthüllung scheut sich der feinfühlige Mensch. Es kostet ihn jedesmal eine Überwindung, wenn er schreiben soll, und er tut es nur, wenn er das Ziel des Schreibens als genügend groß erachtet, das diese Überwindung und die Preisgabe seines Gedankens wert ist. — Aber auch Vorträge hielt Prof. Schwendimann keine. Aus einer fast ängstlichen Gewissenhaftigkeit, die ihn in allem leitete, wollte er seine Zeit ausschließlich der unmittelbaren Vorbereitung auf die Schule widmen.

III. Übersehen wir nicht das Menschliche am heimgegangenen Professor. Bei all seiner exklusiven Konzentration auf seine berufliche Tätigkeit offenbarte sich sein gesamtheitliches Wesen in seiner Liebe zur Liturgie. Es besteht ohnehin eine Wesensverwandtschaft von Dogma und Dogmatik mit Liturgie und Liturgiewissenschaft. Chorherr Schwendimann hat gern, würdig und feierlich, nach sorgfältiger Vorbereitung durch Studium der einschlägigen Rubriken, seine liturgischen Funktionen vollzogen. Er tat es aber nicht nur mit äußerer Korrektheit. Die Form war Ausdruck des Glaubens und inneren Erlebens. Das zeigte sich besonders im Gesang. Allen sind seine Weihnachtslektion «Primo tempore alleviata est terra Zabulon» und seine Karwochenlamentationen in lebhafter Erinnerung. Und wenn er die Praefatio de Trinitate sang, bedeuteten die dynamische Gestalt der Melodie und die begleitende Körperbewegung dem, der den Sinn dafür hatte, ein ergreifendes Überströmen des inneren Lebens aus dem Geheimnis der heiligsten Dreifaltigkeit.

Was den lieben Verstorbenen nebst der schon erwähnten Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue menschlich zutiefst kennzeichnete, war sein gütiges, freundliches Wesen. Ich könnte mir nicht vorstellen, daß er jemanden weh getan hätte. Kein liebloses, verletzendes Wort, kein geringschätzendes Urteil über andere hörte man aus seinem Mund. Argwohn und freventliches Urteil fanden keinen Platz in seinem lauteren Herzen. Und er selber war immer dankbar für jede ihm bezeugte Freundlichkeit. Das alles hatte seine Urquelle in der tiefen, innigen Frömmigkeit des teuren Heimgegangenen.

Durch mancherlei leibliche und seelische Beschwerden haben die letzten Jahre die heimgegangene Seele vor Gott ganz geläutert. Darum sandte ihr Gott in seiner Erbarmung einen gütigen Engel, der sie mitten aus dem alltäglichen Leben heimholte und ihr jegliche Not des Sterbens ersparte. Bescheiden wie er, als stiller und beschaulicher Dogmatiker, gelebt, ist Professor Schwendimann von uns geschieden und seine irdische Hülle in der St.-Leonhards-Kapelle bei den Hallen im Hof in die neue Gruft bestattet worden. Ganze Priestergenerationen, denen er Lehrer der Gotteswissenschaft war, gedenken dankbar seiner im hl. Opfer. Seine Seele möge schauend erfüllt sein von den heiligen Geheimnissen, die während eines langen Priesterlebens die einzige und große Sehnsucht seiner «Fides quaerens intellectum» gewesen.

Dr. R. Erni, Prof., Luzern

Katholische Glaubensbindung und wissenschaftliche Freiheit

Zur Enzyklika «Humani Generis»[1]

«Es gibt mehr Ding' im Himmel und auf Erden, als eure Schulweisheit sich träumen läßt.» (*Shakespeare,* Hamlet 1, 5)

Seit den Tagen des Modernistenstreites ist wohl kein päpstliches Rundschreiben mehr so stark in den Kampf der Geister hineingerissen worden wie die Enzyklika «Humani Generis» des regierenden Papstes vom 12. August 1950. Das ist verständlich; denn die geistige Situation unserer Tage ist der damaligen sehr ähnlich. Es gibt zwar im einzelnen beachtliche Unterschiede. Aber im wesentlichen springen heute die gleichen Probleme auf wie damals: es geht einerseits um die Bedrohung des Glaubens durch geistige Strömungen innerhalb der Kirche, die ihren Ursprung in einem glaubensfeindlichen Grunde haben; anderseits aber auch um die Frage der Gegenwartsnähe und Zeitgemäßheit unseres kirchlichen Geisteslebens, vor allem natürlich der Theologie und Philosophie.

Diese innere Verwandtschaft der geistigen Situation läßt zum vorneherein eine Verwandtschaft der ideellen Reaktion erwarten. Wie zur Zeit Pius' X. zeichnen sich deshalb zwei Fronten ab: die eine bekennt sich vorbehaltlos zur Enzyklika, die andere läuft dagegen Sturm, zum Teil im offenen Kampf, zum Teil in verborgener Renitenz und Resistenz. Man protestiert im Namen der bedrohten Geistesfreiheit und des gefährdeten wissenschaftlichen Fortschrittes gegen die kuriale Willkür und Verständnislosigkeit. Wie diese Freiheit verstanden wird, zeigen uns u. a. am besten die kurz nach der Enzyklika erschienenen Artikel von Erich Brock[2] und C. E. Lewalter[3]. Für Brock ist «Humani Generis» ein Schriftstück, dem «jeder bedeutende aufbauende Antrieb fehlt und das sich erschöpft in Wehren, Niederschlagen, Einengen, Verneinen, Bemißtrauen . . . Zeugnis eines mit dem innersten Geiste der Religion unvereinbaren mechanischen Sicherungsbedürfnisses . . . einer kollektivistischen Einstellung» (S. 259). Im Dienste des katholischen «Massengeistes» — mit deutlicher Anspielung auf das Heilige Jahr, selbstverständlich in Parallele gesetzt zum Ungeist der dirigierten Massen des Kommunismus! — beabsichtige die Enzyklika, die Besten der Kirche, die «Geistigen», die nicht Massenmenschen sein wollen, daran zu hindern, «eine Vorhut ins Ungesicherte hinein» zu bilden, auch in Frage stellen zu dürfen, um überhaupt vorzustoßen (S. 261). Noch klarer spricht Lewalter dasselbe in seinem geharnischten Protest gegen die Verknöcherung einer thomistischen «philosophia perennis» aus, indem er für sich und seine Gesinnungsgenossen «die Freiheit zu irren in Anspruch nimmt» und zugleich mit Vehemenz bestreitet, daß es «außerhalb der Sphäre des in Christus Geoffenbarten irgendeiner Instanz zustehe, die Bahn des Denkens zu fixieren».

Es ist klar, daß solche und andere ähnliche Werturteile von weltanschaulich-philosophichen Voraussetzungen ausge-

[1] Vortrag, gehalten am 7. März 1952, in der Thomasakademie des Priesterseminars Luzern. Der Text erscheint hier in zum Teil abgeänderter Form.

[2] E. Brock: Zur Enzyklika «Humani Generis». Neue Schweizer Rundschau 18, 1950/51, 259—275.

[3] C. E. Lewalter: Rom und die Modernisten von 1950. Die Zeit (Hamburg), 26. X. 1950. (Zitiert aus: Schweiz. Rundschau 50, 1950/51, 521 f.)

hen, die jede gerechte Beurteilung des authentisch katholischen Standpunktes zum vornherein verunmöglichen. Wenn aber diese Urteile gegen die Enzyklika gefällt worden sind, von Menschen, die grundsätzlich außerhalb des geistigen Raumes der Kirche stehen, so waren und sind es doch Proteste auch an Stelle und im Namen jener, die in der Kirche stehen wollen, die aber gerade deshalb, wie Brock meint (S. 259), ihre Stimme nicht erheben können! Also der Protest zugunsten jener «rerum novarum studiosi», von denen Pius XII. sagt, daß sie von der Verachtung der scholastischen Theologie und Philosophie sehr leicht zur Verachtung des kirchlichen Lehramtes selber übergehen, weil dieses die sog. rückständige Scholastik immer wieder in so hohem Maße schützt, daß es damit selber zu einem eigentlichen Hemmschuh und Hindernis des wissenschaftlichen Fortschrittes geworden sei: zum «sufflamen progressionis ac scientiae obex» (n. 18) [4]! Im letzten Grunde bedeutet das aber nicht mehr und nichts weniger, als daß auch heute wiederum auf ganz unverständliche Weise die wissenschaftliche Kompetenz des kirchlichen Lehramtes, die direkte sowohl als auch die indirekte, in Frage gestellt bzw. überhaupt glatt verneint wird.

I.

Das Problem, das uns «Humani Generis» sehr eindringlich ins Bewußtsein ruft, ist also die an sich uralte Frage nach dem Verhältnis von Glauben und Wissen. Jede Zeit aber muß sich diese grundlegende Frage aufs neue stellen. Solange gläubige Wissenschafter den absoluten Wahrheitsanspruch ihres katholichen Glaubens zum mindesten nicht weniger ernst nehmen als ihre wissenschaftliche Verantwortlichkeit, werden sie auch den möglichen Konflikten zwischen Dogma und wissenschaftlichen Anschauungen nicht aus dem Wege gehen können. Die Enzyklika befaßt sich sehr eingehend mit diesem Problemkomplex in seinem ganzen Umfange und in seinen aktuellsten Auswirkungen. Ihr Hauptanliegen ist freilich — was sich von selbst versteht — die theologische Wissenschaft, die als katholische Glaubenswissenschaft mit der ihr höchst eigenen inneren Voraussetzung steht und fällt: mit der vom kirchlichen Lehramt authentisch definierten Glaubenslehre. Eine wie immer geartete theologische Tendenz, die das Magisterium Ecclesiae nicht als unmittelbare und absolut undiskutierbare Norm jeder ernsten theologischen Arbeit anerkennt, wird daran scheitern müssen [5].

Indes soll uns hier nicht dieser Aspekt der Enzyklika beschäftigen, sondern ein ihm untergeordneter, der allerdings wegen der innigen Beziehungen zwischen Theologie und weltanschaulich relevanter Profanwissenschaft auch für das Hauptanliegen des päpstlichen Rundschreibens von einiger Wichtigkeit ist: nämlich der Autoritätsanspruch, den das kirchliche Lehramt ganz zweifellos in bestimmten Fragen erhebt, die an sich ebenso zweifellos in den Bereich des nichttheologischen Wissens und Forschens fallen. Es soll also hier ausschließlich gefragt werden, ob überhaupt und in welchem sehr genau zu bestimmenden Sinne der katholische Profanwissenschafter in seinem ureigensten Arbeitsgebiet unter Umständen durch den Glauben der Kirche gebunden sein kann. Und zwar sei diese Frage ganz grundsätzlich und in ihrer allgemeinsten Fassung gestellt und beantwortet. Diese Ausführungen wollen also nicht einen Kommentar zur Enzyklika bieten, sondern eine Erörterung und Klarstellung jener letzten Voraussetzungen, auf denen diese wie überhaupt jede Intervention des kirchlichen Lehramtes in profanwissenschaftlichen Belangen beruht und die zudem an mehreren Stellen der Enzyklika mit aller wünschenswerten Deutlichkeit ausgesprochen sind.

Es wäre freilich sehr interessant, auf Einzelprobleme dieser Art einzugehen, nicht zuletzt auf jene, die mit besonderem Nachdruck in «Humani Generis» behandelt werden. Doch beweist gerade die gegenwärtige lebhafte Diskussion um solche Sonderfragen, daß Kompetenzüberschreitungen von hüben und drüben nicht zu vermeiden sind, wenn die Klarheit und Festigkeit im Grundprinzip und Grundansatz fehlen. Wir würden uns einer vielleicht verhängnisvollen Illusion hingeben, wenn wir insbesondere nicht einsehen wollten, daß die Idee vom «Hemmschuh» auch in vielen Köpfen spukt, die sonst grundsätzlich den Lehrprimat der römischen Kirche in Glaubensdingen durchaus anerkennen. Aber eben: «nur» in Glaubensdingen! Was soll dieser Glaube in der rein profanen Wissenschaft, wo doch — so scheint es wenigstens — weder Lehramt noch Theologie irgendwie zuständig sein können? Allerdings ist der einstige Nimbus der sog. «voraussetzungslosen» Wissenschaft längst verblaßt, jener Wissenschaft nämlich, die sich frei von jeder religiös-konfessionalen Glaubensbindung wußte. Aber an die Stelle der alten Wissenschaftsapotheose ist inzwischen in hohem Grade der radikalste Relativismus getreten, der keinen absoluten Wahrheitsanspruch erträgt. In diesem geistigen Klima lebt auch der Katholik von heute. Die Zeit der katholischen Universitas litterarum des Mittelalters ist endgültig vorbei, diese Zeit, die viel eher ihre Ausflucht zu der allerdings absolut unhaltbaren doppelten Wahrheit nahm, als daß sie die Unbedingtheit des christlichen Glaubens in Frage gestellt hätte. Man muß den katholischen Profanwissenschafter verstehen. Er ist groß geworden in einer Wissenschaft, die fast durchwegs jeden Kontakt mit der klassischen Theologie und Philosophie der Kirche verloren hat. In Unkenntnis der Tragweite und des Gewißheitsgrades lehramtlicher Aeußerungen und Entscheidungen ist er leicht geneigt, auf spätere Korrekturen und Rückzüge zu hoffen. Man spielt also mit dem Gedanken einer prinzipiellen Reformierbarkeit kirchlicher «Auffassungen» [6], die der Profanwissenschaft von heute unbequem sind, um es sehr gelinde auszudrücken! Man rechnet also mit einer Art wissenschaftlichen «Tutiorismus» des Lehramtes, das eben konservativ am Alten festhalte, solange es nur irgendwie geht, weil ihm dieses Alte vorläufig als das bequemere und sicherere erscheine. Von diesem Standpunkt betrachtet — das ist keine Frage —, müßte dann freilich vor allem «Humani Generis» ein wahrer Hemmschuh des wissenschaftlichen Fortschrittes sein!

Es sind also alle diese Probleme offenbar von enormer Wichtigkeit für die sog. katholische Profanwissenschaft. Sie sind es nicht zuletzt auch für die wichtigste organisatorische Form katholischer Wissenschaft, für die katholische

[4] Die Numerierung der Enzyklikatexte, die zitiert werden, ist die der lateinisch-deutschen Herder-Ausgabe (Wien 1950). Eine verbesserte Neuausgabe dieser zum Teil mangelhaften Übersetzung ist inzwischen in der Vatikanischen Druckerei erschienen und in der «Herder-Korrespondenz» vom Februar 1952 (6, 1951/52, 215—221) abgedruckt worden.

[5] Vgl. dazu «Humani Generis», n. 18.

[6] Es ist selbstverständlich, daß rein theologische Auffassungen und Meinungen, die als solche über die authentische Kirchenlehre hinausgehen, Irrtümer einer vielleicht schon längst überholten profanen Wissenschaft mitschleppen können und dann eben auch zu korrigieren sind. Davon sind aber wesentlich zu unterscheiden alle jene natürlichen Gegebenheiten, die in der definierten Glaubenslehre mitenthalten sind. Sie trotzdem als zeitgebundene «Meinungen» zu bewerten, führt notwendig zum dogmatischen Relativismus. Vgl. dazu «Humani Generis», n. 15—17.

Schweizerische Kirchenmusikschule Luzern

(Korr.) So lautet nun in Zukunft der Titel der bisherigen «Kirchenmusikalischen Abteilung am Konservatorium Luzern». Mit dieser Namensänderung wird eine Entwicklung deutlich und als Tatsache sichtbar, die seit der 1942 erfolgten Gründung der kirchenmusikalischen Abteilung an unserem Konservatorium in der Zukunftsplanung lag und die dann durch die hochherzige Approbation und Unterstützung der letzten schweizerischen Bischofskonferenz in Einsiedeln zur heute erfolgten Verwirklichung führte. Mit der vollzogenen Konstituierung ist die rechtliche Grundlage des neuen Institutes geschaffen, der Eröffnungsakt wird im Herbst dieses Jahres stattfinden. Zeitlich sinnvoll koordiniert mit diesem Faktum ist der Bezug der Schulräumlichkeiten im Hause Pilatusstraße 35, wo zugleich das Sekretariat untergebracht ist und der Kirchenmusikverlag der Edition Jans willkommene Möglichkeiten literaturkundlicher Informationen bietet. Die schweizerische Kirchenmusikschule Luzern, gegliedert in eine allgemeine Abteilung und in eine Berufsschule, und sekundiert von einem Patronatsverein, will in neuer Form dem aktuell-wichtigen Anliegen der katholischen Kirchenmusik mit ernster Verantwortung in Lehre und Erziehung dienen. Möge ihr Wirken besonders für die schweizerische Kirchenmusik fruchtbar und segensvoll sein!

Universität. Es geht hier wirklich um die Existenz einer katholischen Hochschule; denn es ist selbstverständlich sinnlos, von einer solchen auch nur zu reden, erst recht für sie zu arbeiten oder gar für sie zu opfern, wenn sie bloß der Verband von Lehrern, Forschern und Studierenden sein soll, die zwar ihren Glauben im gewöhnlichen Leben betätigen, aber im übrigen geradezu ängstlich bemüht sind, ihr wissenschaftliches Tun fein säuberlich von jedem weltanschaulich-glaubensmäßigen Kontakt fernzuhalten! Es wäre aber umgekehrt gewiß nicht minder sinnlos, eine Universität als Stätte wissenschaftlicher Forschung und Lehre anzusprechen, wenn ihr katholischer Charakter jede wahre Wissenschaftlichkeit aufhöbe.

Daß anderseits auch die katholiche Theologie an diesem profanwissenschaftlichen Aspekte der Enzyklika im höchsten Grade interessiert sein muß, ergibt sich zunächst schon allein aus dem moraltheologischen Gewichte, das diesen Problemen anhaftet; denn die Glaubensbindung ist die grundlegendste Forderung, die Gott an jeden stellt, der sein Heil in Christus sucht. Es muß sich also der Theologe unbedingt Klarheit darüber verschaffen, was in dieser Hinsicht auch vom gläubigen Profanwissenschafter gefordert wird, und ob letzten Endes dieser Glaubensgehorsam, wie immer wieder behauptet wird, den Verzicht auf jede echte Forschung und jede wissenschaftliche Freiheit bedeute. Zwar steht es zum vornherein mit metaphysischer Evidenz fest, daß eine ethisch fundierte Forderung niemals in Gegensatz stehen kann zur Grundforderung aller Wissenschaft: die Wahrheit und nur sie allein zu suchen. Aber in concreto kann es äußerst schwierig erscheinen, dieses Ethos wissenschaftlicher Forschung mit dem sittlichen Grundgebot des Glaubensgehorsams zu vereinbaren. Es muß aber schließlich auch dem Theologen klar werden, daß ganz unmöglich das eine gegen das andere ausgespielt werden kann! Denn nie steht wahres Ethos gegen wahres Ethos, so wie ganz allgemein Wahrheit nicht gegen Wahrheit stehen kann. Nur mit dieser Überzeugung kann der katholische Theologe überhaupt für die Unbedingtheit der Glaubensbindung auch in profanwissenschaftlichen Fragen eintreten.

Aber auch nur so kann er selber als Wissenschafter bestehen. Der Fortschritt der Theologie hängt zwar nicht ausschließlich, ja nicht einmal primär, aber trotzdem in sehr starkem Maße von der Fähigkeit des Theologen ab, wirkliche Neuerkenntnisse der profanen Forschung in sein eigenes Wissensgebiet einzubauen; denn die Offenbarungswahrheit steht nicht schlechthin außerhalb der natürlichen Wahrheit, die Übernatur nicht restlos außerhalb der Natur. Aus diesem Grunde fordert Pius XII. in «Humani Generis» den Theologen immer wieder auf, ohne Furcht und mit aufgeschlossenem Blick sich um die heutigen Problemstellungen auch der profanen Wissenschaften zu bemühen (n. 43), ihnen sogar die eigene Fragestellung, Methode und Terminologie im Bereiche des Möglichen und theologisch Zulässigen anzupassen (n. 12, 16) und nicht zuletzt das Körnchen Wahrheit zu sehen, das in jedem Irrtum verborgen sein kann, (n. 9), damit so das neue Wahre sich zum alten füge (n. 30). Indes ist in diesem Assimilationsprozeß das katholische Prinzip der unbedingten Glaubensbindung selbstverständlich ein wesentlich anderes als auf profanwissenschaftlichem Gebiete, gehört es doch innerlich-konstitutiv zum Objekt und daher zum Wesen theologischer Erkenntnis überhaupt, nicht aber zum Wesen und Objekt profaner Wissenschaft. Eine nichttheologische Wissenschaft, die dieses Prinzip in ihr Objekt hineinzöge, würde sich in der Tat ihrer Eigenart entledigen und sich zu einer Art verkappter Theologie degradieren. Diese grundlegend verschiedene Ausgangssituation katholischer Theologie und Profanwissenschaft läßt aber die Problematik einer wissenschaftlichen Glaubensbindung nur um so schärfer hervortreten. Der katholische Theologe kann nicht nur als gläubiger Christ, sondern auch als theologischer Wissenschafter keine profanwissenschaftlichen Aussagen akzeptieren, die in sicherem Gegensatz stehen zur Glaubenswahrheit. Er kann sie nicht einmal als wissenschaftlich feststehende Gegebenheit anerkennen, ohne seine eigene Wissenschaft und den dahinter stehenden Glauben zu verraten.

In diesem Sinne ist also offenbar die katholische Glaubensbindung profaner Wissenschaft ein Anliegen, das den Theologen und den Profanwissenschafter im innersten Kern ihrer wissenschaftlichen Existenz berühren muß. Zwar ist es katholisch-theologisch schlechthin unhaltbar, die Bindung der theologischen Erkenntnis an das Lehramt als ein wissenschaftsfremdes und daher jede wissenschaftliche Freiheit und Entwicklung unterbindendes Element hinzustellen. Es bleibt aber doch der alte, scheinbar berechtigte Vorwurf an den katholischen Profanwissenschafter, sich einer wissenschaftsfremden und -feindlichen Instanz unterzuordnen und damit seine eigene Wissenschaftlichkeit aufzugeben. Und es bleibt auch der Vorwurf an den katholischen Theologen, seinem profanwissenschaftlichen Kollegen diese Haltung sogar im Namen seiner eigenen Wissenschaft zum mindesten für alle Grenzfragen aufzuzwingen. Ist aber diese zwar nur teilweise, aber immerhin doch folgenschwere weltanschauliche Bindung profanwissenschaftlicher Forschung überhaupt vereinbar mit echter Wissenschaftlichkeit? Ist sie vereinbar mit der Freiheit, ohne die keine echte Wissenschaft gedeihen kann? Das ist die Frage!

(Fortsetzung folgt)

Univ.-Prof. Paul Wyser, OP., Freiburg (Schweiz)

Zum Entwicklungsproblem (Schluß)

III.

Herkunft des menschlichen Leibes.

Im letzten Artikel behandelten wir vorzüglich die Frage der Möglichkeit der Makro-Evolution, und wir kamen zum Schlusse, daß die Makro-Evolution keineswegs streng bewiesen sei, im Gegenteil: gegen sie erheben sich nicht leichte Bedenken. Wie steht es nun mit dem Ursprung des menschlichen Leibes? Es ist vor allem diese Frage, die das Evolutionsproblem zu einem so umstrittenen macht. Aus der tatsächlichen Unmöglichkeit einer Makro-Evolution würde noch nicht notwendig auch die Unmöglichkeit der Evolution des menschlichen Leibes aus einem höher entwickelten Tierleibe folgen; es könnte sich vielleicht um eine Mikro-Evolution handeln, und eine solche ist möglich. Die Frage ist nun die: ist heute bewiesen, daß der menschliche Leib durch eine spontane Mikro-Evolution aus einem höher entwickelten Tierleib stamme, daß somit eine Blutsverwandtschaft bestehe zwischen Mensch und Tier? Das Rundschreiben «Humani Generis» verneint es, und dies, wie schon gesehen, trotz des stattgefundenen «Erdrutsches». Andere hat dieser «Erdrutsch», nämlich die Auffindung von bestimmten Skelettteilen verschiedener Rassen des Australopithecus in Südafrika stark beeindruckt. Professor Kälin handelt über diese Funde im «Hochland» (Januarnummer 1950), und besonders auf Grund dieser Funde folgert er: «Angesichts dieser Situation und der allgemeinen Ergebnisse der stammesgeschichtlichen Forschung ist die Annahme einer material-ursächlichen Verknüpfung des menschlichen Bion mit einer prähominiden Lebensform vom Typus höherer Primaten nicht mehr von der Hand zu weisen. Es ist die einzige Hypothese, welche aus der Perspektive des sachkundigen Biologen dem heutigen Stande der Forschung entspricht. Und es ist eine Hypothese, die jener breiten Zone menschlicher Urteilsbildung liegt, in welcher ohne bestimmbare Grenze ein hoher Grad von Wahrscheinlichkeit in die pragmatische Sicherheit übergeht.» Also auch nach diesem «Erdrutsch» ist Professor Kälin die auf den Menschenleib ausgedehnte Entwicklungslehre noch nicht eine naturwissenschaftlich gesicherte Theorie, sie bleibt auch für ihn noch eine Hypothese, allerdings eine Hypothese von größter Wahrscheinlichkeit, ja von pragmatischer Sicherheit. Einen solchen Grad von Sicherheit vermögen wir dieser Hypothese auf Grund der nachfolgenden Erwägungen allerdings nicht zuzuerkennen. Aber darin hat Professor Kälin doch recht, wenn er trotz allem nur von einer Hypothese spricht, denn wenn die gemachten Funde eine starke Annäherung an den Menschen im Skelettbau zeigen, so ist damit die Frage noch keineswegs entschieden, denn man muß P. Dr. Schwegler wohl zustimmen, wenn er in diesem Blatte (Nr. 9 vom 1. März 1951) schrieb, es sei «immer noch vom rein naturwissenschaftlichen Standpunkt aus zu bedenken, daß der Menschenleib nicht nur aus Knochen besteht, sondern auch aus Muskeln, Bindegeweben, Sehnen, Nerven, Blut, Lymphen, und aus der Übereinstimmung der Knochen folgt noch nicht der gleichartige Bau der Muskeln und Bindegewebe, des Blutes, der Lymphen, der Hormone, und aus der Gleichheit der Schädel läßt sich noch kein Schluß auf die Entwicklung des Großhirns, speziell der Hirnrinde schließen, die zur geistigen Tätigkeit in besonderer Beziehung steht». Eine bloße Annäherung im Skelettbau kann demnach zum Beweise für eine leibliche Abstammung des Menschen von einem höhern Tier nicht genügen, es müßte dazu auch noch eine Annäherung in den Weichteilen des Menschen kommen. Für den Beweis einer solchen Annäherung wird man nun allerdings von der Paläontologie kaum etwas zu erwarten haben, denn es ist höchst unwahrscheinlich, daß auch Weichteile sich durch Millionen von Jahren erhalten hätten. So ist auch nach dem «Erdrutsch» die Lehre von der Abstammung des menschlichen Leibes von einem höheren Primaten nur eine Hypothese; ja wir gehen weiter, wir glauben, daß sie naturwissenschaftlich auch immer nur eine bloße Hypothese bleiben werde, und das deshalb,

weil die Naturwissenschaft als solche gar nicht imstande ist, einen sichern Beweis für eine tatsächliche leibliche Abstammung des Menschen von einem Tiere zu erbringen.

Warum nicht? Nehmen wir den für den Evolutionismus günstigsten Fall. Nehmen wir an, höhere Primaten hätten sich im Laufe von Tausenden oder Millionen von Jahren natürlicherweise so entwickelt, daß sie leiblich tatsächlich zur Menschenrasse gezählt werden könnten. Hätten wir dann schon wirkliche Menschen, homines sapientes? Durchaus nicht. Wir hätten nur Tiere mit einem biologisch zur Menschenrasse gehörenden Leibe. Einen Menschen hätten wir erst dann, wenn Gott durch einen neuen, positiven Akt diesem schon der Menschenrasse angehörenden Leibe an Stelle einer unvernünftigen eine vernünftige, geistige Seele gegeben hätte. Aber vielleicht müßte in diesem Falle Gott das tun? Das könnte höchstens angenommen werden im Falle, wo ein durch natürliche Evolution hervorragender Leib die Eingießung einer geistigen Seele verlangte. Aber ist das möglich? Ist es möglich, daß ein Lebensprinzip natürlicherweise eine Disposition schaffe, die die Eingießung eines wesentlich höhern Lebensprinzipes notwendig machte? Das ist doch kaum annehmbar. Was folgt daraus? Das eine: wenn Gott auch einem Tierleibe, der sich so weit entwickelt hätte, daß er biologisch zur Menschenrasse gezählt werden könnte, eine geistige Seele nicht eingießen muß, dann konnte Gott, wollte er einen Menschen erschaffen, dessen Leib auch unmittelbar aus Erde schaffen. Wenn aber das, dann ist es evident, daß die bloße Naturwissenschaft niemals die tatsächliche leibliche Abstammung des heutigen Menschen von höher entwickelten Tieren beweisen könnte; nur deren biologische Möglichkeit könnte sie dartun, nicht aber ihre Tatsächlichkeit; diese hinge vollständig vom freien Willen Gottes ab. Ja noch mehr: es können gewichtige Gründe angeführt werden, anzunehmen, daß Gott bei der Erschaffung des Menschen sich nicht eines schon bestehenden Tierleibes bedient hätte. Wenn Gott die geistige Seele tatsächlich mit einem von einem Tiere herkommenden Leibe vereinigen wollte, dann sind zwei Fälle möglich: Gott hätte schon bei der Empfängnis an Stelle der unvernünftigen eine geistige Seele dem Leibe eingießen können, oder er hätte einem erwachsenen Tier die geistige Seele einhauchen können. Im ersten Falle hätte der Mensch unvernünftige Tiere zu wirklichen Eltern, Ernährern und ersten Bildnern gehabt; im zweiten Falle wäre eine gewaltsame Vernichtung des vorher rein tierischen Lebensprinzipes notwendig gewesen, und der erste Mensch hätte einen Organismus gehabt, der vorher nur von rein tierischen Instinkten geleitet war. Das alles läßt sich gewiß weniger mit der Würde des Menschen vereinen, der nach dem Ebenbilde Gottes erschaffen, die Tierwelt himmelweit überragt, der die Krone, der Herr der ganzen sichtbaren Schöpfung ist. Darauf wurde schon oft und mit Recht hingewiesen. Auch das dürfte man bedenken: Es

ist ein Glaubenssatz, daß der Mensch gewordene Gottessohn einer aus unserem Geschlechte ist; wenn nun unser Geschlecht auch nur leiblich von unvernünftigen Tieren abstammte, was folgte daraus für den Mensch gewordenen Gottessohn? Wir möchten diese Frage nur aufwerfen. Wenn man das alles bedenkt, dann hätte Gott wahrhaftig Gründe genug gehabt, den Menschen auch nicht leiblich von Tieren abstammen zu lassen. Bei der Lösung dieser Frage muß man sich immer bewußt bleiben, daß mit dem Menschen ein Lebewesen einer wesentlich höhern Ordnung in diese sichtbare Welt eintrat.

Einwände

Aber, so könnte man einwenden, und man hat es getan: Wenn dem so wäre, dann würden ja die Naturforscher notwendig in Irrtum geführt, und zwar von Gott selbst, was auch nicht leicht annehmbar ist. Die Antwort darauf ist nicht schwer; sie lautet: Der Irrtum ist keineswegs notwendig, und kommt er vor, so tragen die Naturforscher selbst die Schuld daran. Gewiß, wenn ein Naturforscher Materialist ist oder wenigstens sich in der Endentscheidung nur von biologischen Prinzipien leiten läßt, dann muß er in unserer Voraussetzung auch die Abstammung des Menschen vom Tiere annehmen; aber, und das ist das Entscheidende, ist der Naturforscher berechtigt, diese Frage einseitig nur nach biologischen, nach naturwissenschaftlichen Prinzipien endgültig zu beantworten? Wir glauben es nicht. Schlußendlich hing es vom freien Willen Gottes ab, wie er den menschlichen Leib bilden wollte. Wenn im Zeitpunkt der Erschaffung des Menschen auch geeignete Tierleiber sich vorgefunden hätten, hätte Gott wichtige Gründe haben können — und solche bestanden —, den Menschenleib unmittelbar aus Erde zu bilden. Die Frage kann also nicht einseitig nur nach naturwissenschaftlichen Prinzipien gelöst werden. Geschieht dies dennoch, dann ist man selber schuld, wenn man sich irrt, und man kann wirklich nicht von Gott verlangen, daß er jeden durch einseitige Einstellung selbst verschuldeten Irrtum verhindere, er hätte sonst, drastisch ausgedrückt, allzuviel tu tun.

Berechtigter ist folgender Einwand: In unserer Voraussetzung hätte Gott selber es so gewollt und angeordnet, daß im Laufe der Zeiten Tierkörper sich so weit entwickelten, daß sie biologisch zur Menschenrasse gehörten. Das ließe sich leicht erklären, wenn angenommen wird, daß Gott bei der Erschaffung des Menschen sich eines solchen Körpers bedienen wollte, nicht aber, wenn Gott den Leib des ersten Menschen unmittelbar aus Erde schaffen wollte. Warum Körper sich so weit entwickeln lassen, daß sie geeignet wären, mit einer menschlichen, geistigen Seele verbunden zu werden, und dies nicht tun? So kann man mit Recht fragen.

Antwort: Die Befürworter der Evolutionstheorie können nicht genug hervorheben, wie sehr gerade darin die Größe und Macht Gottes sich offenbare, daß er der lebendigen Tiersubstanz eine solche Kraft gegeben habe, daß sie unter entsprechenden Bedingungen spontan diese wunderbare Entwicklung vollziehe. Gewiß, das wäre eine wunderbare Offenbarung der Größe Gottes, und gerade die in einer solchen Entwicklung sich offenbarende Größe des Schöpfers wäre ein genügender Grund, daß Gott diese spontane Evolution sich hätte voll auswirken lassen können, auch wenn er aus besondern Gründen bei der Erschaffung des Menschen sich nicht eines schon bestehenden aber einem Tiere angehörenden Leibes bedienen wollte.

Noch eine letzte Schwierigkeit muß ins Auge gefaßt werden. Wir gingen bisher immer von der Voraussetzung aus, daß es möglich sei, daß Tiere sich so weit entwickeln könnten, daß ihr Leib selbst ohne positiven Eingriff Gottes auch geeignet wäre, eine geistige Seele aufzunehmen. Da läßt sich aber fragen, ob eine solche Entwicklung, die den belebten Tierleib auch zu den körperlichen und sinnlichen Tätigkeiten disponierte, die von der menschlichen Natur verlangt werden, noch einen Sinn hätte? Das Tier braucht diese ja gar nicht. Wir denken z. B. an das Sprachvermögen des Menschen, das eine ganz bestimmte Organisation der entsprechenden Organe voraussetzt; wozu eine solche Organisation bei einem Tiere, da das Tier doch nicht sprechen kann? Es fehlte also der erforderliche Zweckgrund, und somit hinge die ganze Voraussetzung und damit auch das daraus Gefolgerte in der Luft. Diese Argumentation hat gewiß etwas Bestechendes an sich, und doch scheint sie uns nicht durchschlagend. Es ist eine allbekannte Tatsache, daß es Tiere gibt, deren Stimmorgan tatsächlich so beschaffen ist, daß sie auch wirkliche Wortlaute bilden, daß sie sprechen können. Nun wird niemand behaupten wollen, sie hätten gerade ein solches Organ, weil sie es zum wirklichen Sprechen benötigten, und da anderseits der nötige Zweckgrund hier nicht fehlen kann, denn sonst wären diese Organe nicht da, kann die Folgerung nicht abgewiesen werden, daß Organe, vom Zweckgrund aus gesehen, genügend begründet sein können, auch wenn der Träger sie nicht zu allem gebrauchen kann, wozu sie eigentlich geeignet wären. Wenn das richtig ist, dann kann mit Berufung auf den Zweckgrund die Möglichkeit eines Tieres mit einem Leibe, der auch von einer geistigen Seele informiert werden könnte, kaum in Abrede gestellt werden. Das Vorhandensein solcher Organe könnte genügend begründet sein, auch wenn das Tier sie nicht zu allem gebrauchen könnte, wozu sie an sich gebraucht werden könnten und wozu sie von einem Menschen gebraucht würden.

Was aber, wenn die dem Einwand zugrunde liegende Argumentation zu Recht bestände? Auch dann hätte die Abstammungslehre nichts gewonnen. Es würde nämlich daraus folgen, daß eine solche spontane Entwicklung unmöglich wäre, denn es ist nicht einzusehen, wie eine natürliche spontane Entwicklung noch möglich sein könnte, wenn in der Ordnung, der das Lebewesen einzig und ganz angehört, diese Entwicklung völlig sinnlos wäre.

Wenn man das alles erwägt, dann ist es wohl nicht ganz abwegig zu sagen, daß die Naturwissenschaft als solche gar nicht imstande sei, einen sichern Beweis für die leibliche Abstammung des Menschen von einem höher entwickelten Tiere zu erbringen. Auch wenn es der Naturwissenschaft gelingen sollte, die Tatsächlichkeit einer Evolution bis zu einem Organismus, der bereits der Menschenrasse angehörte, zu beweisen, so folgte daraus die tatsächliche leibliche Abstammung des Menschen von einem höher entwickelten Tiere nur dann, wenn es bewiesen werden könnte, daß in diesem Falle Gott bei der Erschaffung des Menschen sich eines solchen bestehenden und geeigneten Tierleibes bedienen mußte, somit nicht mehr frei war, den Menschenleib entweder unmittelbar zu erschaffen oder ihn aus der unbelebten Erde zu bilden. Die Entscheidung dieser Frage fällt nun offenbar nicht mehr in den Aufgabenkreis der Naturwissenschaft, sondern der Philosophie. Gelingt es auch der Philosophie nicht, zu beweisen, daß Gott in unserm Falle einen schon bestehenden, geeigneten Tierleib nehmen mußte, und wir glauben nicht, daß ein solcher Beweis erbracht werden kann, dann können wir in dieser Frage

nur dann etwas Sicheres wissen, wenn Gott selbst uns darüber aufklärt, d. h. wir werden letztlich auf die Offenbarung verwiesen.

Sollten diese Ausführungen richtig sein, dann wären mit einem Schlage all die Schwierigkeiten aus der Welt geschafft, die in dieser Frage zwischen Naturwissenschaft und Theologie zurzeit bestehen. Naturforscher und Theologen könnten ihren diesbezüglichen Nachforschungen nachgehen, ohne immer befürchten zu müssen, von der andern Seite desavouiert zu werden. Deshalb wäre es wohl der Mühe wert, die vorgelegte Lösung einer gründlichen Nachprüfung zu unterziehen. Dr. R. Mengis, Seminarprofessor, Sitten

Die katholische Presse in den Missionsländern

Zur Missionsgebetsmeinung für den Monat April.

Mgr. Graffin, der Apostolische Vikar von Yaoundé, erzählt einmal, wie er in der Wohnung eines seiner Katechisten die Karikatur eines französischen Politikers gefunden habe, der mit Cappa magna, Mitra und Stab und — mit der für den betreffenden Herrn charakteristischen Tabakspfeife dargestellt war. Der Katechist hatte dieses Bild in einer Zeitung gefunden und ihm im Glauben, es handle sich um eine Darstellung des Papstes, einen Ehrenplatz in der Wohnung angewiesen.

Diese mehr komische als tragische Episode veranschaulicht, wie hilflos auch verhältnismäßig gebildete Eingeborene den Erzeugnissen der Druckerpresse gegenüberstehen. Wie wehrlos muß erst ein Katholik, der keine eingehendere religiöse Schulung erfahren hat, all dem wertlosen Plunder ausgeliefert sein, der von geschäftstüchtigen Pressekrämern feilgeboten wird.

Eine in Afrika tätige Presseschwester des Pauluswerkes in Freiburg schreibt: «Die Eingeborenen befinden sich in einer sehr raschen kulturellen Entwicklung und fordern mit Nachdruck Lesestoff. Wenn wir ihnen keine gesunde Kost reichen, teilen ihnen die anderen Gift aus, und sie tun es schon.» Diese Feststellung hat nicht nur für Afrika, sondern für alle Missionsländer Geltung, zumal die Unesco gegenwärtig mit allen Kräften bemüht ist, das Publizitätswesen in den sogenannten unentwickelten Ländern auszubauen.

Als mit dem Entdeckungszeitalter eine neue Periode für die Weltmission begann, wurde dem damals noch jungen Pressewesen von den Missionaren die größte Aufmerksamkeit geschenkt. Indien, Japan, China und Südamerika kamen über die Missionsdruckerei der Jesuiten überhaupt zum ersten Male in Berührung mit der Kunst Gutenbergs. Mit der Zeit geriet aber das Missionspressewesen stark ins Hintertreffen. Heute bemüht man sich wieder energisch, in den Missionsländern moderne und leistungsfähige Pressezentren zu schaffen. Es muß die Schweizer Katholiken mit Genugtuung erfüllen, daß sich auch schweizerische Pressefachleute, die Schwestern des Pauluswerkes in Freiburg, in den Dienst der katholischen Missionen gestellt haben.

Dieses Werk wurde 1873 von Kanonikus Joseph Schorderet ins Leben gerufen. In einem Juvenat finden katholische Töchter vom 14. Lebensjahr an Aufnahme, Erziehung und Unterricht. Mit 16 Jahren kann das Noviziat begonnen werden, worauf dann die Gelübdeablegung zweimal für drei Jahre und schließlich auf Lebenszeit erfolgt. Die meisten Schwestern arbeiten als Schriftsetzerinnen, andere im Büro, in der Buchhandlung, im Haus und im Garten.

Die Kongregation verfügt über ein modern eingerichtetes Pressezentrum in Freiburg (Pérolles 38—40), mit Druckerei, Verlag, Buchhandlung und Leihbibliothek. Hier werden unter anderem die «Liberté» und die «Freiburger Nachrichten» gedruckt. Weitere Niederlassungen finden sich in Bar-le-Duc (Frankreich), wo die Selbstbiographie St. Theresias, der Patronin der Weltmission, zum ersten Male herausgegeben wurde, an der Rue Cassette 6 in Paris und in Issy-les-Moulineaux in der Bannmeile von Paris. Die Pariser Niederlassungen sind Sitz der weltbekannten «Presses Missionnaires» und arbeiten fast ausschließlich für die Missionen. Millionen von Katechismen, Gebet- und Schulbüchern in etwa 20 Sprachen haben von dort aus den Weg bis in entfernteste Missionen angetreten. Die «Presses Missionnaires» stehen überdies allen Missionen, die Druckereien einrichten wollen, für technische Ratschläge zur Verfügung, die besonders aus den Studien für das Pressezentrum in Kamerun gewonnen wurden.

Am 27. November 1949 verließen drei Paulusschwestern ihr geliebtes Mutterhaus in Freiburg, um in Kamerun die Gründung einer modernen Druckerei zu studieren und vorzubereiten. Sie übernahmen am 22. Dezember die bescheidene Offizin der Väter vom Heiligen Geist in Yaoundé und druckten mit den primitiven Hilfsmitteln zusammen mit einigen eingeborenen Arbeitern die Wochenzeitung «Cameroun Catholique» und das Eingeborenenblatt «Nleb Be Kristen» nebst weiteren Publikationen. Einige schwarze Typographen wurden zur Ausbildung nach Freiburg gesandt. 1951 reisten zwei weitere Schwestern nach Kamerun.

Inzwischen waren alle Bedingungen für die Errichtung einer leistungsfähigen Druckerei eingehend geprüft worden. Auf Grund dieser Studien wurden in der Schweiz und in Amerika geeignete Maschinen konstruiert und angekauft, die Ende 1951 in Afrika eintrafen und nun nach und nach in einem neuen Druckereigebäude auf dem Mvolyé-Hügel bei Yaoundé installiert werden. Unter diesen hochmodernen Apparaturen befinden sich unter anderem eine «Intertype»-Setzmaschine mit vier Magazinen, die für den Satz in Französisch, Englisch, Ewando und Bassa verwendet werden kann, eine «Elby-Bloc»-Schnellpresse, eine der leistungsfähigsten ihrer Art auf der ganzen Welt, eine Dieselanlage zur Erzeugung elektrischer Energie und eine Wasserpumpanlage. Neben den beiden Zeitungen soll demnächst in Yaoundé auch eine illustrierte Zeitschrift herausgegeben werden. Die Druckerei der Paulusschwestern auf dem Mvolyé-Hügel entwickelt sich immer mehr zu einem modernen Pressezentrum für ganz Kamerun.

Weitere Missionsniederlassungen des Pauluswerkes sind für Madagaskar, Südamerika und Vietnam geplant. In Freiburg bereiten sich bereits sechs Töchter aus Vietnam auf das Presseapostolat vor. Eine von ihnen hat schon die Profeß abgelegt, und zwei andere stehen im Noviziatsjahr. Die Verwirklichung des geplanten Pressewerkes in Vietnam dürfte also in absehbare Nähe rücken.

Mögen die Missionsfreunde in unserem Lande dieses hochaktuelle Pressemissionswerk, aber auch alle anderen schweizerischen Missionsgemeinschaften, welche die Missionspresse fördern — wir denken vor allem an die Kanisiusschwestern von Freiburg (die eine Niederlassung in Brasilien haben), und an die St.-Petrus-Claver-Sodalität — sowie die Entwicklung der katholischen Presse in der gesamten Weltmission recht sehr in ihr Gebet einschließen. Hm.

Kirchenchronik

Persönliche Nachrichten

Bistum Basel.

H.H. *Julius Lustenberger,* bisher Vikar in Triengen (LU), ist zum Pfarrhelfer in Altishofen (LU) ernannt worden, und H.H. *Adolf Huber,* bisher Vikar in Schönenwerd (SO), zum Pfarrhelfer in Hitzkirch (LU).

Heilige Weihen

Am Sitientes-Samstag, 29. März 1952, fanden in der St.-Ursen-Kathedrale in Solothurn die Diakonatsweihen statt. Sechzehn Alumnen des Bistums Basel wurden vom hochwürdigsten Herrn Diözesanbischof zu Diakonen geweiht.

Die Priesterweihe wird dieses Jahr am 1. Juli, dem Fest des Kostbaren Blutes unseres Herrn Jesus Christus, erteilt, da der traditionelle Weihetag (29. Juni, Fest der Apostelfürsten Petrus und Paulus) auf einen Sonntag fällt.

Rezensionen

Agnes von Segesser: Unsere Liebe Frau im Eigental bei Luzern. Eine Studie über die religiösen, rechtlichen und finanziellen Verhältnisse einer Bergkapelle. Verlag Stiftung Seelsorge Eigental, Luzern.

Was hier Agnes von Segesser in Hinblick auf den Katholischen Frauenbund verfaßt, hat Adolf Bürkli, Sekundarlehrer in Malters, weitausholend in geschichtlicher Entwicklung über das Eigental grundbuchlich festgelegt. Eine Schenkung von Frau Kaufmann-Bossert gab den Anlaß zur Errichtung einer Stiftung, die im Verlaufe der Jahre geäuffnet werden konnte. Die Jubiläumsfeier am 5. Mai 1949 gab dann den Anlaß zu dieser quellenmäßigen Schrift, in der die wichtigen Dokumente zusammengefaßt sind. F. A. Herzog

Hans Hümmeler: Eines Menschen Weg zu Gott. Paulinusverlag, Trier 1951. 271 S. Ln.

Die «Trierer Brüder» haben sich einen guten Biographen auserwählt, als sie Hans Hümmeler beauftragten, zur Jahrhundertfeier ihrer Kongregation das Leben des Stifters Peter Friedhofen zu schreiben. Damit wird nicht nur die Stiftung des Gründers des auch in der Schweiz segensreich wirkenden Werks weiteren Kreisen bekannt gemacht und hoffentlich auch gefördert, sondern vor allem die bescheiden im Hintergrunde stehende Gestalt des Stifters selber, welcher das Werkzeug in der Hand der Vorsehung war. Alle Züge echter Heiligkeit und ihrer Prüfung erscheinen in diesem schlichten Leben, das in Gott verborgen, in seinen Augen aber auch kostbar war. Auch die Züge echter Werke Gottes erscheinen in seinem Werke, der Krankenpflege der Barmherzigen Brüder von Maria Hilf. A. Sch.

Gustav E. Closen: Die Hl. Schrift und das Beten des Christen. Seelsorgerverlag im Verlag Herder, Wien 1949. 29 S.

Eine wesentliche Frage, das Beten des Menschen, wird in einer wesentlichen Weise gestellt und beantwortet, durch die Gebetsschule Gottes in der Bibel selber! A. Sch.

Jacques Maritain: Von Bergson zu Thomas von Aquin. Schoenhof-Verlag, Cambridge. Massachusett (USA.). 296 Seiten. gh.

Acht Abhandlungen über Metaphysik und Moral, eine Sammlung von Vorträgen und Aufsätzen, die Maritain 1936 bis 1942 verfaßt hat und welche durch eine lose Klammer zusammengehalten werden: Bergsons Metaphysik und Ethik, Aspekte zeitgenössischen Denkens (Unsterblichkeit, Freiheitsidee, Spontaneität), das Problem des Bösen, der Humanismus. A. Sch.

Briefkasten

An H.H. P. B. A. in R. Die beiden Artikel werden gelegentlich erscheinen. In der angetönten Angelegenheit ist etwas im Tun, wenn auch nicht in der visierten Richtung. Cfr. 2 Tim. 4, 2 ff.

An H.H. Dr. J. K. in T. Besten Dank, wenn auch etwas verspätet, für die Zustellung des Folium dioecesanum. Die Gesichtspunkte wegen der fakultativen Sterilität, welche darin vorgetragen werden, sind aller Beachtung wert und werden auch hier gelegentlich zur Darstellung gelangen.

An H.H. A. Sch. in R. Beitrag kann nicht erscheinen, weil bezüglich dieser Angelegenheit (force majeur) nichts mehr veröffentlicht werden soll. A. Sch.

Tel. (041) 2 33 18

bitte anrufen, und mit nächster Post werden Sie bedient.

«Hl. Osternacht», von H.H. Dr. J. Meier, zum Verlagspreis. — **«Die Liturgie der hl. Osternacht»** von P. Bomm, einzige, **vollständig lateinisch-deutsche** Ausgabe, bei 200 Stück zu —.80 Rp., 100 Stück zu 85 Rp., 50 Stück zu 90 Rp., 25 Stück zu 95 Rp. Einzelpreis 1 Fr. 71 Seiten mit Noten! — **«Ordo Sabbati Sancti»,** Ln. gb., Groß- und Kleinquart. — **Stilus** in massiver Bronze, poliert, Motiv Osterlamm, mit Etui Fr. 15.—.

J. STRÄSSLE LUZERN
KIRCHENBEDARF HOFKIRCHE

Meßwein

sowie in- und ausländische

Tisch- und Flaschenweine

empfehlen

Gebrüder Nauer, Bremgarten
Weinhandlung
Tel. 057 / 7 12 40
● Beeidigte Meßweinlieferanten

kirchentreppichr
LINSI Luzern beim Bahnhof

...und sie bewährt sich immer mehr .... die
WURLITZER-ORGEL
Generalvertretung:
Piano-Eckenstein
Basel, Nadelberg 20
Telephon 061/ 2 63 80

Auf Anfang Mai

zu günstigen Preisen — an bedürftige Pfarreien **gratis** — abzugeben: 1 Altar m. Tabernakel (Holz), gut erhalten, 1 Kanzel.

Telefon (053) 6 71 72.

Adresse unter 2581 bei der Expedition der KZ.

WEIHRAUCH
KOHLE / OEL
WACHSRODEL
J. STRÄSSLE LUZERN
KIRCHENBEDARF HOFKIRCHE
TELEFON (041) 2 33 18

OSTER-NOVITÄTEN!

Graber: Die marianischen Weltrundschreiben der Päpste in den letzten hundert Jahren. Endlich eine Sammlung der wichtigsten päpstlichen Marien-Enzykliken in gutem Deutsch! 223 S. Hln. **Fr. 10.30.**

Hohm: Die Brücke Gottes. Tagebuchblätter aus dem Krankenzimmer. Eine Perlenkette von lichtvollen Erhebungen für alle, die im Leid Gott suchen. Geschenkausgabe Ln. **Fr. 8.10.**

Schurr: Gott will die Erde. Marienpredigten für heute. Der Redemptoristenpater bietet hier reiche Anregungen für den marianischen Prediger. Kt. **Fr. 5.70.**

Weiß: Vademecum für Priester am Kranken- und Sterbebett. Ln. Rotschnitt **Fr. 6.90.**

Buchhandlung Räber & Cie., Luzern

Atelier für kirchliche Kunst
A. BLANK VORM. MARMON & BLANK
WIL (SG) Tel. (073) 6 10 62

Ausführung von Altären, Statuen u. kunstgewerblichen Arbeiten für Kirchen, Kapellen u. das christliche Heim. Restauration alter Schnitzwerke u. Gemälde. Diebessichere Tabernakeleinbauten. Kunstgewerbliche Holzgrabzeichen

Senden Sie mir Ihre

Kerzenabfälle

und ich verarbeite sie Ihnen zu neuen Kerzen, das Kilo zu Fr. 4.50

Paul Tinner-Schoch, Dorf Mörschwil (SG)
Telefon (071) 9 62 91 (Gebh. Hanimann)

KANTONALE KUNSTGEWERBESCHULE LUZERN

DIE SCHWEIZERISCHE PARAMENTENZENTRALE

Beratungsstelle für alle Fragen textiler Kirchenausstattungen und neuzeitlicher Paramente. Eigene, besteingerichtete Werkstätten. Künstlerisch und handwerklich hochwertige Ausführung aller liturgischen Gewänder und kirchlichen Textilien.

Kirchen- und Vereinsfahnen. Baldachine.
Telephon (041) 2 25 65

Turmuhrenfabrik J. G. Baer
Sumiswald

Gegründet 1826 · Telephon (034) 4 15 38

Das Vertrauenshaus für beste Qualität und gediegene Gestaltung

Soeben erschienen!

Kleines kath. Kirchenlexikon

von Bernhard Brinkmann, SJ.

Eine zuverlässige Hilfe, sich in der katholischen Gedankenwelt zurechtzufinden.

318 Seiten. Leinen Fr. 11.65

BUCHHANDLUNG RÄBER & CIE. LUZERN

Neuerscheinungen

ERASMUS VON ROTTERDAM

Handbüchlein des christlichen Streiters

Leinen Fr. 9.90

Erasmus ist als gelehrter Humanist weltberühmt. Man vergaß über diesem zu leicht, daß er der Freund des Märtyrers Thomas More war. Erasmus hat am Vorabend der Glaubensspaltung dieses Handbüchlein als Aufruf zur Erneuerung des christlichen Lebens geschrieben, das die Anliegen der Reformatoren vorwegnahm und heute noch erstaunlich modern und aktuell wirkt. Hubert Schiel hat das Werk vortrefflich übersetzt und mit einer aufschlußreichen Einführung versehen.

OTHMAR PERLER

Weisheit und Liebe

Nach Texten aus den Werken des hl. Augustinus
Leinen Fr. 8.85

In diesm kleinen Büchlein ist — meist mit Augustins eigenen Worten — die innere Wandlung und das Hineinwachsen in die Wirklichkeit des Glaubenslebens durch die lebendige Erfahrung eines Heiligen gezeigt. Was Augustinus beschreibt, ist sein persönlichstes Leben, aber es ist zugleich gültige Lehre und Weisheit für alle: Elend des Menschen, Rettung durch Gnade und Liebe, Geborgenheit in der Kirche und Einung mit dem Dreifaltigen.

In allen Buchhandlungen

Walter-Verlag Olten

Tel. (041) 2 33 18

bitte einstellen, und postwendend spedieren wir:

Osterkerzen mit neuer liturg. Bezeichnung oder bisheriger Art. **Weihrauch,** verschiedene Sorten. **Kohlenwürfel** mit stündiger Brenndauer. — **Ewiglichtöl** in Konservendosen, luftdicht, sauber, unbeschränkt haltbar. — **Elektr. Kohlenanzünder,** sauber und zuverlässig. — **Weihwasserwedel** und Tragkessel, **W'becken** mit Einsatz. Schöne **Meßbuchpulte. Meßkännchen** in Glas und Metall. — Stoffe für **Tabernakelauskleidung.** — **«Dura-Glit»,** die beste feuchte Watte für die Karfreitagsreinigung der Kultusgeräte. **Sedilienstühle** mit roter Polsterung. — **Ministrantenkleider** und **Torcen.** — **Gong** und **Altarglöckli** in 4-Klang mit je 3 Klöppel.

J. Sträßle, Kirchenbedarf, **Luzern,** Telefon (041) 2 33 18.

1 Hauptaltar und 2 Seitenaltäre

aus Holz, spätbarocke Formen, zum Teil durch Umbauten etwas verdorben, werden zu sehr günstigen Bedingungen abgegeben. Auskunft wird erteilt unter Chiffre 2579.

Wegen Kirchenrenovation wird neuerer

Hauptaltar

(Tiroler Arbeit) **billig verkauft.** Länge des Altares: 4 Meter.

Auskunft erteilt unt. Chiffre 2582 die Expedition der KZ.

Meßweine

sowie **Tisch- u. Flaschenweine**

beziehen Sie vorteilhaft von der vereidigten, altbekannten Vertrauensfirma

Fuchs & Co., Zug
Telephon (042) 4 00 41

L. RUCKLI — CO. LUZERN

KUNSTGEWERBLICHE GOLD- + SILBERARBEITEN
KIRCHENKUNST

Telephon 2 42 44 — Bahnhofstraße 22 a

Meßweine und Tischweine

empfehlen in erstklassigen und gutgelagerten Qualitäten
GÄCHTER & CO.
Weinhandlung **Altstätten**

Geschäftsbestand seit 1872 — Beeidigte Meßweinlieferanten — Telephon (071) 7 56 62

hälg

Kirchen-Heizung

Das beste und idealste Kirchenheizungs-System!

eignet sich für Oel-, Kohle-, Holz- und Elektro-Betrieb

entwickelt gesunde und angenehme Wärme

schützt alle kostbaren Bauteile vor den schädlichen Einflüssen des Schwitzwassers

eignet sich als Lüftung im Sommer

wirtschaftlich, weil speziell für jede Kirche geplant

Verlangen Sie unverbindlich Unterlagen! Unsere Spezialisten beraten Sie gerne.

Hälg & Co. Abteilung Kirchenheizungen

St. Gallen Tel. 28265 — **Zürich** Tel. 27 50 33

Die Schönheit der Kirche

erleidet durch Staubablagerungen im Laufe der Zeit starke Einbuße. Wir besorgen unter größter Schonung das Hinunterstauben der Stukkaturen und Reinigen der Fenster. Offerte, Besprechung, Referenzen gerne jederzeit unverbindlich durch:

G. Kilchenmann in
Promptus

Luzern, Steinenstraße 27 — Telefon 2 10 86 und 2 79 86.

Einladung zur Subskription

Im Laufe des Frühjahrs erscheint:

ANTON SIGRIST
Niklaus Wolf von Rippertschwand
1756—1832

Ein Beitrag zur Luzerner Kirchengeschichte

Etwa 240 Seiten, mit einem Titelbild und einer Stammtafel
Subskriptionspreis: Kt. Fr. 12.— (später Fr. 15.—)
Ln. Fr. 15.— (später Fr. 18.—)

Niklaus Wolf von Rippertschwand ist eine große Gestalt, ein kerniger Bauer, ein Krankenheiler, ein Führer, dem das Luzerner Bauernvolk in gefährlicher Zeit seine religiöse Erneuerung verdankt. So Gott will, ist er berufen, auch in unserer Zeit als Vorbild und Helfer zu dienen.

Bisher fehlte eine wissenschaftlich einwandfreie und doch lesbare Darstellung seines Lebens und seiner Umwelt.

P. Dominik Planzer, OP., urteilt über das Werk: «Eine Arbeit, die sehr befriedigt. Soviel ich sehe ist der Verfasser allen Fragen, die gestellt werden können, gewissenhaft nachgegangen; irgendwelche wesentliche Lücken bestehen nicht. Besonders erfreulich ist, daß ihm die Entdeckung wichtiger Quellen gelungen ist, so daß manche Frage abgeklärt werden konnte. Als sehr wichtig sehe ich den Aktenanhang an, der viel Neues bietet. — Eine Arbeit, zu der man den Verfasser beglückwünschen kann.»

Dieses Werk wird auf Jahrzehnte hinaus das grundlegende Werk bleiben. Es erscheint nur in einer beschränkten Auflage.

Wir bitten um Ihre Subskription!
Ein Prospekt ist in Vorbereitung

VERLAG RÄBER & CIE., LUZERN

Gesucht

ein kleiner Taufstein

für kleine Kirche.

Offerten erbeten an:
Pfarrvikariat Lommiswil (SO).

Zu verkaufen eine

Glocke

in der Größe 20 cm im Durchmesser, Bronzegewicht ca. 8 kg, auf Ton si (h), eingraviert «Ave Maria», zum Preis von 220 Fr. Die Glocke ist noch neu.

Offerten unter Chiffre 2583 befördert die Expedition der KZ.